

Text von Balz Theus

Im Grenzland

Auf der Suche nach einer neuen Sicht der Welt. Ein Porträt des in Pontresina aufgewachsenen Fotokünstlers Guido Baselgia

Ein Grenzgänger. Ein Perfektionist. Ein Tüftler. Ein Besessener. Das ist der Fotokünstler Guido Baselgia. Heute schreiben wir den 30. September 2010. Heute ist er im Gebirge über Pontresina unterwegs, ein einsamer Mensch. Er schleppt 20 Kilo Fotomaterial durch die Nacht. Sein Ziel ist der Gipfel des Piz Languard. Er trägt festes Schuhwerk. Er steckt in seiner Wintermontur. Es hat geschneit; überall liegt Schnee und vor Sonnenaufgang sinkt die Temperatur auf minus 15 Grad dort oben, auf 3'262 Metern Höhe, was soll's.

„Es macht mir nichts aus, mich allein durch die Landschaft zu bewegen. Das belastet mich nicht, im Gegenteil: Es befreit mich eher. Ich bin ja auch hinter der Kamera immer allein. Es ist nie jemand dabei. Ich will nicht ausschliessen, dass das etwas mit den Bergen selbst zu tun hat. Der Bergler, das wird schon stimmen, tickt anders als der Unterländer.“

Längst hat es sich herumgesprochen, dass man einmal in seinem Leben einen Sonnenaufgang auf Languard gesehen haben muss. Im Sommer kommen die Touristen. Sie fotografieren die gleissende Sonne, wenn sie aufgeht und das Farbenspiel bei ihrem Untergang. Sie tragen von alters her ein anezogenes Bildprogramm in sich. Es steckt in ihren Weichteilen und sagt, was schön ist: der Blick auf die Blumen im idyllischen Tal, der verträumte See, das murmelnde Bächlein, das drollige Zicklein, das muntere Vögelchen, das schnuckelige Eichhörnchen und das süsse kleine Murmeltier. Und so weiter. Solche Eindrücke heben sie über sich selbst hinaus. Aus dem Jahr 1932 hat sich eine Postkarte erhalten, auf der eine Frau schrieb: Heute waren wir auf dem Languard. Abmarsch 00:59. Prächtiger Mondscheinmarsch mit Sternschnuppen. Droben war es mir zu kalt zum Schreiben. Der Sonnenaufgang war wundervoll u. kalt. Heute Abend Musik. Herzl. Grüsse Käthi.

„Es ist individuell, was du dort oben empfindest und was dir das gibt. Jetzt, im September, die Dämmerung, beginnend im Osten, wolkenloser Himmel, und ich sehe all die Berggipfel...es gibt nicht die absolute Ruhe dort oben – es gibt die Stille und die Ferne und die Fragen nach dem Woher und Wohin. Man deckt neuerdings Gletscher mit Planen ab, damit sie weniger schnell schmelzen. Ich bin sicher: daraus

kann nicht viel werden. Wenn ich auf dem Gipfel des Piz Languard stehe und Richtung Nordosten/Nordwesten blicke, könnte ich glauben, es wohne da unten kein einziger Mensch. Man sieht reine Naturlandschaft und spürt, welche Kraft die Natur hat. Dass sie die menschlichen Eingriffe tilgt. Dann drehe ich mich ein bisschen. Im Tal unten erblicke ich den St. Moritzersee, den Stazersee, das ganze Ballungszentrum und stelle fest: Päng, es ist unglaublich zivilisiert – Was für ein Kontrast!“

Das Besondere am Piz Languard ist seine Lage. Sie ist so, dass weder in östlicher noch in westlicher Richtung ein anderer Berg direkt vor ihm liegt, keiner jedenfalls, der grösser wäre als er selbst. Alle befinden sich in gebührender Distanz. Er ist unverstellt, und das ist der Grund, warum man von ihm aus annähernd den Horizont der Erdkugel sieht, hinter dem die Sonne im Osten auftaucht und im Westen untergeht. Den Grenzgänger Baselgia schlägt das in seinen Bann.

„Meine Bilder haben nicht den Zweck, etwas Konkretes auszusagen. Was ist das? Wo ist das? Wer ist das? Wo ist oben? Wo ist unten? Solche Fragen sind nicht mein Thema. Das einzig und allein Entscheidende ist das Bild an sich: Ich zeichne Impressionen oder Visionen auf und freue mich, wenn der Betrachter seine eigenen Visionen daraus entwickelt. Endlich einmal selber Bilder sehen, endlich einmal sehen, was es zu sehen gibt und nicht das, was man in der Schule gelernt hat: die klassische Komposition mit Vordergrund, Mittelgrund und Hintergrund. Und schon gar nicht der romantische Blick mit dem ehrfürchtigen Menschen vor dem übermächtigen Berg. Auf dem Piz Languard interessiert mich die Dämmerung. Die besondere Lage des Bergs macht, dass man den Erdschatten sieht. Wenn die Sonne untergeht, erlöscht ja nicht ihr Licht. Es wird dunkel, weil sich der beschienene Teil der Erdkugel von der Sonne wegdreht. Jetzt wirft die Erde einen graublauen Schatten in die Atmosphäre. Sie ist wie eine Leinwand. Am östlichen Horizont sieht man den Schatten wachsen, bis die allumfassende Nacht ihn schluckt.“

Er ist in Pontresina aufgewachsen. Wenn er daheim aus dem Zimmerfenster blickte, sah er zur Segantini-Hütte hinauf. Dann kamen die Schwestern – die beiden Bergspitzen mit diesem Namen – , dann der Piz Muragl, auf dessen rechter Seite im Sommer relativ spät die Sonne aufging. Dieses Bild hat sich ihm unauslöschlich eingeprägt. Mit 17 ging er von zuhause weg. Fünf Jahre später war er an der Kunstgewerbeschule in Zürich. In deren Fotoklasse waren sechs Studienplätze zu vergeben gewesen, für einen davon hatte er sich aus einer Menge von Bewerbern heraus qualifiziert.

„Man muss sich das vorstellen: Man geht in Pontresina zur Schule, und das war einfach ein Bergdorf. Ich glaube, ich spürte schon damals irgendwie, dass ich in meinem Leben gestalterisch tätig sein wollte, und dort war nichts von der Art; da hat man im Unterricht im besten Fall mal das Wort Segantini gehört. Vielleicht auch noch

Picasso. Vor diesem Hintergrund war die Kunstgewerbeschule im Unterland eine wahre Offenbarung. Sie liess in mir die Gewissheit reifen: Mein Thema ist die Fotografie.“

Nach vier Jahren war seine Ausbildung abgeschlossen. Er beherrschte nun das klassische fotografische Handwerk. Er arbeitete mit hohem ästhetischem Anspruch für Zeitungen und Zeitschriften, er unternahm Reportagereisen in die halbe Welt, fotografierte für Industrieunternehmen und Buchverlage. Er hatte in Baar bei Zug sein Atelier. Auf seinem Weg wollte er nicht stehen bleiben, erst recht nicht, als mit der Digitalfotografie die Produktion von Bildern immer inflationärer und deren Verbreitung immer schneller wurde.

„Ich kann das, was ich mache, digital nicht machen. Deshalb habe ich mich entschlossen, bei der analogen Technik zu bleiben, mit allen Konsequenzen. Ich praktiziere die Fotografie so, wie sie erfunden wurde, nämlich mit der Grossbildkamera 4x5inch. Analoge Fotografien sind Licht-Zeichnungen. Das ist wesentlich. Ich spüre, ob ein Bild digital oder analog gemacht wurde. Das analoge hat für mich eine viel intensivere Aura. Digital- und Analogkamera könnten unterschiedlicher kaum sein. Was im Innern eines analogen Fotoapparats nach dem Drücken des Auslöseknopfs geschieht, in der absoluten Dunkelheit – es hat etwas Magisches für mich. Durch die Linse fängt man Licht ein und lässt dieses auf den Film zeichnen. Das Resultat ist ein latentes Bild, was bedeutet: Das Bild ist noch nicht sichtbar. Trotzdem ist es da, man sieht es nur nicht. Es ist da und doch nicht da. Nähme ich den Film aus der Kamera, sähe man nichts. Für mich ist das wie Magie. Das Bild ist da, du kannst es gleich entwickeln, mit chemischen Reaktionen, du kannst es aber auch erst in zwei Wochen oder in einem Jahr entwickeln – es ist immer unsichtbar und immer da. Das finde ich phänomenal.“

Das Engadin lebte im Unterland weiter. Die Berge liessen ihn nicht los. Er sagt, es wirke auf ihn wie eine intravenöse Spritze, wenn er die Berninagruppe anschau, ganz anders jedenfalls, als wenn er im Berner Oberland vor Eiger, Mönch und Jungfrau stehe. Er sagt, nicht zufällig sei im Unterland sein Wunsch gewachsen, eine Arbeit über die Welt zu machen, die ihn prägte. Daraus entstand das Projekt „Hochland“, welches das Engadin in einem radikal neuen Licht erscheinen liess. Er stieg hinauf in die Hochtäler. Er sah den meterhohen Schnee. Er sah den glatten Fels. Er sah die endlosen Schutt- und Geröllhalden, die ihm den Weg versperrten. Er sah den kalten Glanz des Steins und hörte, wie das Wasser tropfte. Eis splitterte unter seinen Füßen.

„Die 4x5inch-Kamera verlangt nach einem Stativ. Sie lässt sich nicht aus der Hand bedienen. Sie macht dich langsam. Sie macht dich sogar sehr langsam. Das ist ihr Vorteil. Es ist ihr Vorteil, weil ich gar nicht schnell sein will. Ich will langsam sein. Ich

gehe nicht auf die Pirsch und erjage einen bestimmten Augenblick. Ich will langsam auf das Wesentliche zugehen.“

Das war sein neues Engadin: das Grenzland zwischen Vegetation und Firn, der unwirtliche Raum oberhalb der Waldgrenze. Dort stellte er seine Kamera auf. Wenn er fertig war und zurück ins Tal ging, war der zweite Teil seiner Arbeit abgeschlossen. Der erste hatte in der Recherche bestanden, der dritte folgte in der Einsamkeit des Labors. Dort erweckt er latente Bilder aus ihrer Unsichtbarkeit, er entwickelt die Negative, legt sie in den Projektor eines Vergrößerungsapparats und belichtet sie zurück in die Welt.

„Was ist Wirklichkeit und was ist Wahrnehmung? Was meine ich zu sehen und was ist wirklich? Wir empfinden das Licht als Helligkeit, aber beim Auftreffen auf den Film hinterlässt es eine Schwärze. Das Licht ist dort schwarz und nicht weiss, wie wir es sehen. Das ist eigenartig. Auf dem Negativ ist das Dunkle hell und das Helle dunkel, und wie retten wir uns aus dieser Situation? – Wir verwandeln das Negativ in ein Positiv zurück, das uns die Welt auf die Weise sehen lässt, die wir uns angewöhnt haben.“

Als die Bilder des Projekts „Hochland“ vor ihm lagen, wurde ihm klar, dass fast alle, die ihn berührt oder beschäftigt hatten, oberhalb der Waldgrenze entstanden waren. Die Waldgrenze kündigt die Leere an. Vom Klima beeinflusst, hört der Wald an einem bestimmten Punkt zu wachsen auf, und das Ödland beginnt. Dieser Punkt variiert. Er kann in Hochgebirgen auf über 4'000m steigen und sinkt in arktischer Kälte auf Meereshöhe ab.

„So hat mich die Suche nach dem Bild, das die Erde jenseits der Waldgrenze hat, erst an den nordöstlichsten Punkt des europäischen Festlandes und schliesslich auf den Altiplano in den südamerikanischen Anden geführt. Aus der Erkundung des Engadins wurde eine Trilogie.“

Heute schreiben wir den 23. August 2006. Heute steht er auf dem Salar de Uyuni, dem grössten Salzsee der Welt, einer unendlich scheinenden weiten Ebene im Südwesten Boliviens, 3657 Meter über Meer. Die Abenddämmerung ist hereingebrochen und am Horizont zeichnet sich der Erdschatten ab. Es ist wunderbar.

Heute schreiben wir den 11. Oktober 2002. Heute steht er am Saum der Barentssee, im nordöstlichsten Norwegen, nahe der russischen Grenze, in Grense Jakobselv. Es ist fast Winter. Alle denkbaren Fortbewegungsmittel waren erforderlich, um ihn hierher zu bringen. Die Langsamkeit der fotografischen Erkundung ist noch träger geworden, mit steigender Distanz von einer Aufnahme zur nächsten. Die Vegetation

ist karg. Sie tendiert fast zum Nichts. Nackte, kalte Materie bietet sich dem Auge dar, als komme sie direkt aus dem kosmischen Laboratorium.

„ Grense Jakobselv...es berührt einen stark, wenn man dort ist. Man steht auf 3'000 Millionen Jahre altem Gestein. Das muss man sich vor Augen halten: Es existiert seit 3'000 Millionen Jahren! Es ist abgeschliffen von einem urzeitlichen Gletscher, der längst wieder verschwunden ist. Es war schon ziemlich dunkel und ich habe noch ein paar wenige Bilder gemacht. Man blickt dort Richtung Norden gegen die Barentssee und sieht das Land, das Wasser und den Himmel ohne Trennlinie ineinander verschmelzen. Man steht da und weiss nicht – ist diese Welt da vor dir im Entstehen begriffen, kommt sie aus dem Wasser, oder ist es das Ende, und sie geht dorthin zurück?“

Heute schreiben wir, wie schon zu Beginn dieses Berichts, den 30. September 2010. Auf dem Gipfel des Piz Languard erwartet der Grenzgänger den Anbruch des Tags. Er will in einem einzigen Bild den Lauf zeigen, den die Sonne nimmt, wenn sie den Horizont verlässt und gleissend über den Himmel fährt. Er nimmt sein Stativ und stellt es in die verschneite Landschaft. Er sichert es, damit kein Windstoss es verschieben kann. Er montiert die Kamera. Er zieht sich das legendäre schwarze Tuch über den Kopf, wählt den Bildausschnitt und öffnet mit dem ersten Sonnenstrahl den Verschluss. Sechs Stunden hat das Licht nun Zeit, das Bild auf den Film im Innern der Kamera zu zeichnen. Doch mittendrin schiebt sich eine Wolke vor die Sonne und zerstört das bereits Geschaffene wieder. Irgendwann, wenn das Wetter bessert, wird ein neuer Anlauf nötig werden, vielleicht noch vor dem Winter, und sonst im nächsten Jahr.

Heute schreiben wir den 15. Oktober. Ein Sternenmeer ohne Ende funkelt nächtens über dem Piz Languard. Die Sicht ist unglaublich klar. Um 07.37 Uhr erscheint die Sonne. Das lang ersehnte Bild gelingt. Was für ein Tag!

(Kästli)

Guido Baselgia – die wichtigsten Stationen

Geboren 1953, aufgewachsen in Pontresina

1975-1979 Kunstgewerbeschule Zürich
1978 Eidgenössisches Kunststipendium
1983 Eröffnung des eigenen Ateliers
1992 Werkbeitrag des Kantons Zug
1996 Zuger Werkjahr
1998 Bildband „ZugStadt“

Balz Theus: „Im Grenzland“, in: *Magazin piz*, Nr. 40, 2010/2011.

2001 Bündner Kunstmuseum, Einzelausstellung „Hochland“

2004 Anerkennungspreis des Kantons Graubünden

2004 Kunsthaus Zug, Einzelausstellung „Weltraum“

2006 Innerschweizer Kulturpreis

2008 Museum Bellpark Kriens, Einzelausstellung „Silberschicht“

zahlreiche weitere Ausstellungen im In- und Ausland

(www.baselgia.ch)